

VERDRÄNGUNG IM ALLTAG

ZEITZEUGENBERICHT ÜBER FORMEN UND VERHALTENSWEISEN IN DEN 50ER JAHREN

Helmut Beilner

Der folgende Beitrag erhebt nicht den Anspruch, einen Beitrag zur Diskussion über den psychoanalytischen Begriff der Verdrängung zu leisten. Das von Sigmund Freud entwickelte Konzept zu Ursachen und Auswirkungen von Verdrängung ist natürlich viel komplexer. Im Kern jedoch meint es das bewusste und unbewusste Abschieben und Vergessen-Wollen von bedrückenden und schmerzvollen Erfahrungen, Erlebnissen und Taten aus dem bisherigen Lebensverlauf. Dadurch erhoffen sich Menschen eine Entlastung von realen oder konstruierten Angst- oder Schuldgefühlen. Das wissenschaftliche Problem liegt darin, dass sich Verdrängungsakte und ihre Auswirkungen empirisch schwer nachweisen lassen und ihre Beschreibung oft in vager Begrifflichkeit verbleibt.

Hier handelt sich um den Versuch, in der Form eines Zeitzeugenberichts, an konkreten Beispielen aus dem familiären und gesellschaftlichen Nahbereich aufzuzeigen, was in der Erinnerung eines heute 77jährigen an erlebten Verhaltensweisen von Erwachsenen in den 50er und 60er Jahren heute als Verdrängung gedeutet werden könnte. Diese Deutungsversuche beruhen größtenteils auf Alltagstheorien, wie sie sich aus der bisherigen lebensgeschichtlichen Erfahrung, weiteren Gesprächen mit den damaligen Akteuren und fragmentarischen psychologischen Kenntnisse ergeben. Sie sollen und wollen keineswegs als professionelle psychoanalytische Analysen verstanden werden. Der Kreis der Beobachtungen ist sehr beschränkt. Er besteht größtenteils aus vertriebenen Verwandten aus der gemeinsamen sudetendeutschen Heimat und einheimischen Mitbürgern in der neuen Heimat, in einem heutigen Ortsteil der Gemeinde Markt Altomünster, Wollomoos, sowie aus schulischen Erfahrungen.

Ein weiteres methodisches Problem besteht in dem großen zeitlichen Abstand zu den beschriebenen Situationen und den sich daraus ergebenden möglichen Erinnerungslücken und Fehleinschätzungen. Sie stützen sich allenfalls auf das Vertrauen in die Existenz des Langzeitgedächtnisses, das im Alter an Bedeutung gewinnt, wie wissenschaftlich erwiesen ist, und oft erstaunlich präzise Einzelheiten zu speichern vermag. Es soll darüber berichtet werden, wie Menschen nach dem Leid und den Verbrechen in der vorausgegangenen NS-Zeit, mit tatsächlicher oder zumindest gefühlter kollektiver Beteiligung oder Schuld wieder in das ganz normale Leben zurück zu finden versuchten. Dass dazu besonders in der Zeit des Neubeginns,

des Aufschwungs in den Jahren des sogenannten „Wirtschaftswunders“ eine erhöhte Neigung auch im Sinne einer Verstärkung des möglicherweise beschädigten persönlichen und kollektiven Selbstwertgefühls bestand, ist verständlich.

VERWEIGERUNG VON AUSKUNFT ÜBER UNANGENEHMES – HERUMREDEN UM DEN HEIßEN BREI

Wenn in den 50er Jahren die Sprache auf den letzten Weltkrieg und die Ursachen sowie die mögliche deutsche Schuld an den Verbrechen kam, lautete bei meinen Eltern, Verwandten oder sonstigen erwachsenen Bekannten meiner Umgebung ziemlich bald die Standardausflucht: „Wir kleinen Leute wussten nicht genau, was das alles geschah. Außerdem bist du zu jung, um das heute zu verstehen. Also lassen wir das lieber.“

Es waren oft viele Einzelsituationen, in denen ich schon als Kind und Schüler das unbewusste Gefühl hatte, hier handelt es sich um einen Themenbereich, über den die meisten Erwachsenen nicht gerne sprechen wollten, und wenn dann in nur sehr lückenhafter, manchmal auch beschönigender Form. Heute, nachdem man weiß, dass dieses Verhalten in der deutschen Bevölkerung weit verbreitet war, besteht weitgehender Konsens darüber, dass es sich hier um eine Form kollektiver Verdrängung von Erinnerungen handelt. Darin bestand ja auch der Hauptvorwurf der Studentenrevolution der 60er Jahre. Die Erinnerung an diese Zeit und ihre Geschehnisse störten das neue Lebensgefühl weiter Bevölkerungskreise in den Jahren des Wirtschaftswunders und des allgemeinen Aufschwungs.

SEPTEMBER 1946 – KONZENTRATIONSLAGER DACHAU

„Wann‘sd dös nomoi tuast, kimmst nach Dachau“, so drohte der Knecht des Nachbarn halb schimpfend, halb scherzend, als ich im Vorgarten einen Klarapfel gestohlen hatte. Als ich fragte, was mir denn in Dachau passieren sollte, antwortete er: „Dort ist das KZ, wo der Hitler die Verbrecher eingesperrt hat.“ Das war die erste diffuse Begegnung eines 6jährigen Flüchtlingskindes aus dem Sudetenland mit einem offenbar etwas geheimnisumwitterten und unheimlichen Ort in dem etwa 25 Kilometer von Dachau entfernten Dorf Wollomoos (heute Gemeinde Markt Altomünster).

Auf nachbohrende Fragen über dieses KZ erfuhr ich häppchenweise, dass dort die SS grausam gehaust hat, dass auch Menschen aus der näheren Umgebung dort eingesperrt waren und dass ihm ein Freund aus Hebertshausen erzählt habe, die dortigen Bauern seien gezwungen worden, Tote aus diesem Lager auf einen Friedhof am Leitenberg zu fahren und dort zu ver-

graben. Die Toten seien abgemagert bis auf die Knochen gewesen und Arme und Beine hätten über die Ladeflächen der Wagen gehangen. Ansonsten wurde in meinem neuen Heimatort über das Lager in Dachau kaum etwas gesprochen. Wenn ich auf dieses Thema später zu sprechen kam, hieß es, oft untermalt mit scherzhaften Drohgesten und spürbaren Gruselgefühlen oder lapidar und unkommentiert: „Sei bloß staad, sunst kimmst a nach Dachau.“

In derartigen Bemerkungen schwangen offenbar immer noch Angstgefühle oder zumindest Unbehagen mit, die sich in vielen Bewohnern des Dachauer Umlandes in den Jahren der NS-Herrschaft tief verankert hatte. Offenbar wollten viele Menschen diese Gefühle vermindern oder gar ausschalten, indem sie dieses Thema möglichst nicht erörterten. Oder bei Wissenden und Halbwissenden wirkte hier eine Art kollektiver Scham mit.

Ähnliches Verhalten zum selben Thema bekam ich zuspüren, als ich mit meinem Vater als 9jähriger 1949 einen Radausflug zu einem seiner Arbeitskollegen in Dachau unternahm. Wir fuhren mit den nach der Währungsreform eben neu erworbenen Fahrrädern an der langen Ostmauer und den Wachtürmen an der Ostseite des ehemaligen KZs vorbei. Mein Vater konnte meinen sofort einsetzenden Fragen nach den für mich ungewohnten Baulichkeiten nicht mehr ausweichen: „Als du und deine Mutter noch in Stiebnig (Sudetenland) wart und ich im Krieg in Frankreich, hat Hitler hier seine Gegner und vor allem Juden einsperren lassen. Viele Tausende sind hier gestorben oder getötet worden. Du kannst das heute noch nicht verstehen, aber da müssen wir später nochmals drüber sprechen.“

Bis zu meinem Eintritt ins Gymnasium in Schrobenhausen hat er allerdings nie mehr von sich aus das Gespräch darauf gebracht. Auch späteren Fragen zu diesem Komplex wichen meine Eltern immer wieder aus. Dies galt ebenso für alle späteren Fragen nach den Judenverfolgungen, über die wir im Geschichtsunterricht im Gymnasium immerhin Bruchstückhaftes erfahren hatten. Erst später wurde mir klar, warum meine Eltern dieses Thema so mieden und auffällig schweigsam waren, wenn ich darüber mehr wissen wollte. Sie hatten als Sudetendeutsche in der Tschechoslowakei 1938 vermutlich auch „Heim ins Reich!“ mitgerufen und fühlten sich als Reichsdeutsche in das deutsche Schicksal und die deutsche Schuld miteingebunden. Hier wirkte offenbar ein häufiges Verdrängungsmuster: Verdrängen durch Verschweigen, Vergessen-Wollen oder einfach Drum-Herum-Reden.

GESCHÖNTE ERINNERUNGEN AN KONTAKTE ZU EHEMALIGEN JÜDISCHEN BEKANNTEN

Es gab möglicherweise noch einen anderen mehr individuellen Grund: Mein Vater hatte aus seiner Zeit in Polen, wo er in den dreißiger Jahren einen Getreidehandel betrieb, einen jüdi-

schen Bergsteigerfreund, mit dem er öfter in den Beskiden wanderte. Dieser jüdische Bürger, Herr Süß, besaß in unserem sudetendeutschen Heimatort Stiebzig ein Gemischtwarengeschäft. Als das Sudetenland 1938 „heim ins Reich“ geholt wurde war und die Lage für die jüdischen Bürger auch in der inzwischen besetzten Tschechoslowakei gefährlich geworden war, konnte er noch nach Amerika auswandern. Er überließ das Geschäft meinem Vater und meiner Mutter – auf welcher rechtlichen Basis auch immer. Darüber haben meine Eltern nie gesprochen. Mein Vater war noch bis 1946 in französischer Gefangenschaft. Jedenfalls war das Letzte, was ich in der Zeit zwischen unserer Flucht vor der Roten Armee im Herbst 1945 und der späteren Vertreibung im Mai 1946 von ihm hörte, dass Herr Süß ein guter Mensch gewesen sei. Er war aus Amerika heimgekehrt und hatte uns und befreundete Familien und ihre Kinder mit Lebensmitteln und Süßigkeiten beschenkt, die aus dem von meiner Mutter betriebenen Laden übrig geblieben waren. Wir lebten in diesen Monaten zusammen mit anderen Familien in einem von der tschechischen Gemeindeverwaltung eingerichteten Massenlager für die zurückgekehrten geflohenen Deutschen. In dieser Zeit hörte ich viel Gutes auch über andere Juden aus unserem Dorf, von denen es zahlreiche gegeben hatte.

Erst später wurde mit klar, dass der „gute Jude“, den angeblich viele Deutsche in der Erinnerung besaßen, eine häufige Strategie war, ein wohl tatsächlich vorhandenes Wissen über die Judenverfolgungen oder zumindest eine Ahnung von den Verbrechen an den Juden zu verdrängen. Die härteste bis heute nicht verschwundene Variante dieser Verdrängung deutscher Schuld ist die bewusste Leugnung des Holocausts wider alles Wissen.

VATERLÄNDISCHE GEDICHTE UND GESÄNGE AUF GEDENKFEIERN

In den Jahren des wirtschaftlichen Aufbaus in den Nachkriegsjahren wurde im Alltag eines Dorfes, in der Schule, im Wirtshaus, beim Sport oder bei sonstigen öffentlichen Gelegenheiten über Ursachen, Schuldfragen oder das allgemeine weltumspannende Kriegschaos, einschließlich der Flüchtlings- und Vertriebenenproblematik, kaum gesprochen. Die Einwohnerzahl im Ort hatte sich seit 1945 durch die Heimatvertriebenen mehr als verdoppelt. Gerade die Flüchtlingsfrage und die damit verbundene Wohnungsnot und zwangsweise Unterbringung in den einzelnen Bauernhöfen bedeutete anfangs für viele Einheimische in der Gemeinde eine spürbare Belastung. Sie stellte eine permanente Erinnerung an die Folgen des erst vergangenen Krieges dar.

So um die Mitte der 1950er Jahre war auch die Zeit, in der die letzten Soldaten, vor allem aus russischer Gefangenschaft, heimkehrten. Sie hatten Schlimmes erlebt und meist noch keine Zeit gehabt, es zumindest einigermaßen zu verarbeiten.

In dieser Zeit wurde in unserer Gemeinde eine Kriegergedächtniskapelle errichtet, an deren Innenwänden alle Gefallenen aus der Gemeinde aufgelistet waren. Es gab zunächst einen Streit zwischen einigen alten und neuen Bürgern darüber, ob und wie die Gefallenen der Heimatvertriebenfamilien in die Liste der Inschriften aufgenommen werden sollten. Man einigte sich darauf, sie an den schmalen Flächen unmittelbar hinter der Eingangstür unterzubringen. Hier konnten die Namen relativ rasch wieder entfernt werden, wenn die Vertriebenen in ihre Heimat zurückkehren würden. An eine Rückkehr glaubten damals ja noch viele, einschließlich der Heimatvertriebenenverbände. Das wäre dann auch eine Möglichkeit gewesen, Erinnerungen an den Krieg und seine Folgen zu verdrängen. An eine mögliche Integration der Flüchtlinge war damals nur ansatzweise gedacht.

Im Anschluss an die Einweihung dieser Kriegergedächtniskapelle fand eine öffentliche Gedenkfeier der Gemeinde für die Gefallenen des Krieges statt. Dabei wurden insbesondere auch die letzten Spätheimkehrer geehrt. In den Reden ging es um den heldenhaften Einsatz der Soldaten, die Strapazen und den Tod der vielen Männer aus der Gemeinde sowie das Leid und die Trauer der Hinterbliebenen. Einer der letzten Russlandspätheimkehrer schilderte seinen Weg an die Ostfront mit der Deutschen Wehrmacht, die vielen Kämpfe und Menschenverluste auf beiden Seiten und die grausamen Bedingungen in der Gefangenschaft.

Auch der kurz zuvor erst aus der Gefangenschaft zurückgekehrte neu gewählte Bürgermeister hielt eine Ansprache, welche den Opfermut der Soldaten zum Inhalt hatte und sprach von den Tausenden, die sich „heldenhaft um die deutsche Fahne geschart“ hatten. In einem Versprecher sagte er „gescheuert hatten“. Die in diesem Versprecher enthaltene unfreiwillige Komik blieb uns Schülern noch lange in Erinnerung. Die Oberstufe der Volksschule war mit ihrem Lehrer eingeladen, um die Feier mit Gedichten und Liedern zu umrahmen. Ein Klassenkamerad und ich mussten ein Gedicht vortragen, dessen Anfang so begann:

„Hoch am Gewehr den Blumenstrauß,
so zogen feldgrau wir hinaus.

Der Weinstock trug schon rote Beeren.

Wer weiß, wann werden wir wohl wiederkehren?“

Der Autor war mir unbekannt, der Text blieb – dank des offenbar funktionierenden Langzeitgedächtnisses – bei mir bis heute gespeichert. Die Schüler und der Lehrer der Oberstufe waren auch zu der Feier geladen und durften sie mit Liedern umrahmen. Unser Lehrer, der erst

kürzlich aus dem Internierungslager für NSDAP-Angehörige in Moosburg entlassen worden war, hatte mit uns einige Lieder geprobt, die überwiegend, in thematischem Bezug auf die zurückgekehrten Soldaten, mit dem Begriff "Heimat" zu tun hatten:

"In der Heimat ist es schön, auf der Berge lichten Höhn", „Im schönsten Wiesengrunde ist meiner Heimat Haus“ oder „Nach der Heimat möchte ich wieder“.

Ein Liedtext, hat mich als damals Elfjährigem doch schwer stutzig gemacht. Er lautete:

„Ich hab mich ergeben, mit Herz und mit Hand.

Dir Land, voll Lieb und Leben, mein deutsches Vaterland.“

Der Begriff „Vaterland“ war ja in dieser Zeit noch kaum kritisch hinterfragt, schon gar nicht in meinem gesellschaftlichen Umfeld. Er gehörte gewissermaßen zur unverfänglichen Alltagssprache. Allerdings für ein Kind, das auf der Flucht vor der Roten Armee mit vielen Chaos verbreitenden Angriffen auf die Flüchtlingszüge, mit zahlreichen Toten, mit sterbenden Cousinen und Cousins und später mit den Meldungen über gefallene Verwandte schon sehr hautnah mit Opfern und dem Leid dieses Krieges in Berührung gekommen war, war der Begriff „Vater“ eher im Bedeutungsumfeld von „Schutz“ bzw. „Sicherheit“ angesiedelt. So leuchtete der Sinn eines solchen Liedtextes nicht ein. Aber nachdem ich einige Veteranen Tränen verdrücken sah, habe ich es auch hinuntergeschluckt und mir gedacht: Das muss wohl so sein, und du verstehst es mal wieder nicht.

Auf diese Weise gestaltete Gedenkfeiern erweckten die Illusion, dass eigentlich alles so ähnlich wie früher geblieben war. Man glorifizierte frühere Wertsetzungen wie Tapferkeit und Opferbereitschaft und daraus entstehende Handlungen. Vor allem eröffnete diese Variante der Verdrängung von Leid und Not auch die Möglichkeit, bewusste und uneingestandene kollektive Schuldgefühle zu überdecken. Sie führten dazu, die durch den Krieg entstandenen individuellen und weiterhin noch bestehenden Leiderinnerungen zu verklären und das Leid der NS-Opfer zu verdrängen.

BRÄUCHE AUS ALTER HEIMAT UND HEIMATTREFFEN MIT SENTIMENTALEM CHARME

In den Jahren nach der Vertreibung war es in unserem Verwandtschaftskreis noch lange üblich, gemeinsam das Osterfest, genauer gesagt den sudetendeutschen Brauch „Schmeckostern“ zu begehen. Dabei zogen die Männer von Familie zu Familie in den neuen Unterkünften und streichelten mit einer Rute die Beine der Frauen unter Rezitierung eines etwas anzüglichen Spruches, der im Zusammenhang mit diesem Fruchtbarkeitsbrauch stand: „Um a Ae, um a zwae, um a Stöckle Pfaefferkuchae. Wenn du würscht im Baeettle liege, kumm ich dich

besuchae.“ Dann wurden Stühle und Tische in den meist sehr engen Wohnungen zusammengerückt und Schinken, Eier und Brot gereicht. Nicht selten floss reichlich Schnaps. Wir sangen gemeinsam „Heimatlieder“ bzw. solche, die wir dafür hielten. Dazu gehörten „Kehr ich einst zur Heimat wieder... Wir sehn uns wieder, mein Heimatland, wir sehn uns wieder am Oderstrand. Wir sehn uns wieder beim Vierzig auf der Bank.“ „Vierzig“ war das Synonym für das Gasthaus meiner Tante in der alten Heimat, es war schlicht die Hausnummer des Gebäudes. Hier schwang punktuell ein Stück Erinnerung an die alte Heimat mit. In diesem Gasthaus hatte ich das Lied schon öfter von Kriegsurlaubern gehört und konnte deshalb kräftig mitsingen.

Dass es bei all der Heimattümelei und feucht-fröhlichem Sing-Sang mit einem gewissen sentimental Charmen zu Stimmungslagen kam, in denen auch die Zungen gelöst wurden, ist verständlich. In den Gesprächen ging es überwiegend um Erinnerungen an „dahaeme“ und wie es „damals“ war. Dabei kamen auch zahlreiche Kriegserinnerungen und Vertreibungsepisoden zur Sprache.

Ähnliche Bedeutung wie solche mehr intimen Verwandtenfeiern hatten auch die damals noch regelmäßig stattfindenden größeren Heimattreffen benachbarter Dörfer und Regionen. Die Vertriebenenverbände wie die Sudetendeutsche Landsmannschaft organisierten sie in dem sicheren Glauben oder zumindest der Hoffnung, dass die Menschen wieder in ihre Heimat zurückkehren würden. Solche Hoffnungen wurden gestützt durch mehrere Viermächtekonferenzen der Sieger des Krieges und auch durch führende deutsche Politiker wie Konrad Adenauer. Sie besaßen zunächst, ebenso wie die engeren Verwandtentreffen, die wichtige Funktion, das Trauma des Heimatverlustes, zumindest für einige Zeit, zu verdrängen und halfen letztlich den meisten, sich dann leichter damit abzufinden.

ALKOHOL LÖST DIE ZUNGE – NICHT BEWÄLTIGTE KRIEGSERLEBNISSE KURZEITIG VERDRÄNGT

Mein Cousin, der 15 Jahre älter war als ich, hatte schon als Soldat den Krieg erlebt und war erst kurz zuvor als Spätheimkehrer aus russischer Gefangenschaft heimgekehrt. Bei einer dieser „Schmeckostereien“ nahm mich beiseite und sagte: „Ich muss dir jetzt was erzählen, das ich bisher noch niemanden, nicht einmal meiner Mutter, erzählt habe. Aber du wirst das am ehesten verstehen, denn du bist ja jetzt schon ein Student (er meinte Gymnasiast). Ich habe einen Russen erschossen. Er hatte beim Rückzugsgefecht meinen besten Freund vor meinen Augen getötet und war dann hinter einem Gesträuch verschwunden. Ich habe das ganze Magazin meines Gewehrs in diese Richtung verschossen. Meine Kameraden haben dann den

toten „Iwan“ aus dem Gebüsch herausgezogen. Meine damalige Wut kann ich mir bis heute nicht verzeihen“, schloss er unter Tränen.

Mein Vater, der ein enges Vertrauensverhältnis zu ihm besaß, weil ihm gewissermaßen die Vertreterstelle für dessen in Russland vermissten Vater zugefallen war, hatte unsere Unterhaltung mitbekommen und mischte sich ein. Er wollte ihn offenbar mit einem eigenen Kriegserlebnis beruhigen, das ebenfalls tödlich geendet hatte. Er erzählte aus der Zeit seiner Stationierung in der Festung Saint Nascuire an der Loire in Frankreich: „Bei uns waren mehrere Raketen aufgestellt gegen England und gegen die befürchtete Invasion der Amerikaner. Allen Angehörigen des Regiments war verboten worden, darüber etwas verlauten zu lassen. Einer meiner Kameraden schrieb dennoch in einem Brief an seine Frau, dass wir in der Festung die „Wunderwaffen“ besitzen, mit denen wir schließlich den Krieg gewinnen würden. Dieser Brief war vom Geheimdienst abgefangen worden. Der Kamerad wurde vom Kompaniechef wegen Landesverrat zum Tod durch Erschießen verurteilt. Zu den Männern des Erschießungskommandos wurde ich zum Glück nicht ausgelost. Ich sah nur noch, wie der Mann weinte und dann die Hände über dem Kopf zusammenschlug, als die Schüsse krachten. Glaub mir, im Krieg sind viele Menschen sinnlos gestorben. Das konnten wir als einfache Soldaten nicht ändern.“

Das war übrigens eines der wenigen Kriegserlebnisse, von denen mein Vater je gesprochen hat. Welche weiteren mochte er wohl verdrängt haben? Über diese Erlebnisse haben weder mein Vater noch mein Cousin jemals wieder im Verwandtenkreis öffentlich gesprochen.

Wie bei vielen Menschen, die im Krieg Schreckliches erlebt hatten, arbeiteten diese Erlebnisse weiter. Sie redeten oft nicht mehr oder nur unwillig darüber. Bei besonderen, mitunter stark emotional aufgeladenen Anlässen kam dann vieles wieder ans Tageslicht. Es hat sie ihr Leben lang belastet und gequält. Als ich meinen Cousin kurz vor seinem Tod 60 Jahre später wieder einmal besuchte, erzählte er mir die Begebenheit mit dem „Iwan“ wieder in allen Einzelheiten und mit derselben Erregung wie damals. Er sagte sogar, dass er heute noch immer wieder davon träumt. Er hatte offenbar vergessen, dass er mir dieses Erlebnis schon einmal erzählt hatte und dann das Geschehene wieder ins Unterbewusste verdrängt. Traumatische Erfahrungen in der eigenen Lebensgeschichte lassen sich durch einfaches Schweigen offenbar nicht aus der Erinnerung löschen, sondern kehren irgendwann ungewollt und in aller Klarheit ins Bewusstsein zurück.

Im Gymnasium erlebte ich dann Lehrer, bei denen Prägungen, die sie in ihrer vorgängigen Lebensgeschichte, z.B. in ihrer Zeit als Soldat, erfahren hatten, wieder aufbrachen und ihre schulische Arbeit mit beeinflussten.

Es handelte sich dabei offenbar um Versuche, verdrängte Erfahrungen aus der Kriegs- und Vorkriegszeit, die sie zum Teil als positiv empfunden hatten, wieder aufleben zu lassen, weil sie diese auch in der Nachkriegswelt für Schüler vermittlungswert oder gar als durchaus akzeptabel empfanden. Sie ahnten allerdings, dass sie zum Zeitgeist der 50er Jahre wohl quer lagen.

Geländespiele mit Kampfcharakter

So hatten wir z.B. einen Religions- und Geschichtslehrer als Klassenleiter, den wir alle sehr verehrten. Er ging in ungewöhnlich einführender Weise auf die Probleme der Schüler ein, spielte mit uns Fußball, leitete eine Jugendgruppe und gestaltete die Wandertage mit aufregenden Spielen. So mussten wir z.B. in einem ausgedehnten Waldgelände zwei feindliche Lager bilden, uns mit Zweigen tarnen und diese Lager notfalls unter Einsatz körperlicher Kräfte verteidigen, wenn die feindliche Gruppe unser Lager erstürmen und Gefangene machen wollte. Insgesamt spielerische Nachgestaltungen kriegerischer Szenarien.

Er erzählte uns, oft unter Überziehung der Religionsstunden und ungewöhnlich spannend, von seinen Kriegserlebnissen und Abenteuern als „Kradmelder“, das war ein Berichterstatter mit dem Beiwagenmotorrad. Das interessierte uns Schüler natürlich viel mehr als die Heiligkeit der Sakramente. Dieser Lehrer war, das erfuhren wir in anderen Unterrichtssituationen, ein Gegner des NS-Systems und auch des Krieges, in dem er kämpfen musste. Er wollte sich auch nicht als Held stilisieren. Das passte nicht zu seiner sonstigen Persönlichkeit. Aber wir spürten nicht zuletzt in den Gesprächen bei späteren Klassentreffen, dass er über diese Erzählungen im Unterricht seine oftmals schrecklichen Erfahrungen loswerden wollte. Er hatte sie im normalen Nachkriegsalltag verdrängt und fand nun vor der Schulklasse eine Bühne für ihre Darstellung mit durchaus pädagogischen Intentionen. Solche Berichte über die individuellen Folgen der NS-Diktatur waren für ihn gleichfalls ein Möglichkeit, theologische und politische Warnsignale für die Schüler zu setzen, wachsam gegenüber Manipulation zu sein. Man kann das verstehen als Rechtfertigung für sich selbst, dass alles was er geleistet und erlitten hatte, doch nicht ganz umsonst gewesen sein konnte und er einer nächsten Generation dadurch Lebenshilfe geben wollte.

Die Spiele auf den Wandertagen und die Beteiligung am Sport waren sicher Folgen von seinen als schön empfundenen Erinnerungen an vormilitärische Übungen, die er als ehemaliges Mitglied der Hitlerjugend, wie übrigens viele seiner Altersgenossen gemacht hatte. Im Erzählen und handelndem Wiederbeleben von Erlebnissen lag hier vermutlich eine Strategie, anfänglich nicht erkannte und später verdrängte traumatische und schuldunterfütterte Erfahrungen zu verarbeiten.

NATIONALES LIEDGUT IM TURNUNTERRICHT

Im Turnunterricht hatten wir einen Lehrer, der in intensiver Weise auf militärische Disziplin achtete. Wir mussten vor jeder Turnstunde in Reih und Glied antreten, stramm stehen und durften uns erst auf den Befehl: „Rührt euch!“ wieder entspannt bewegen. Außerdem brachte er uns bei, wie man richtig marschiert und geschlossen stehen bleibt, vor allem exakt nach dem Kommando: „Links, rechts – links, rechts – und halt!“ Wer sich beim Befehl „und halt!“ verstopfte, was recht häufig geschah, musste als Einzelner vor der angetretenen Klasse solange üben, bis es klappte. Dieser Lehrer hatte wenig Verständnis für ungeschickte und ängstliche Turner und interpretierte ihre schwachen Leistungen mit abwertenden Kommentaren, welche die anderen Schüler oft mit Lachen quittierten.

Zu Beginn einer jeden Turnstunde ließ er die angetretene Schülergruppe folgendes Lied singen, das er uns als Sportlehrer, nicht als Musiklehrer beigebracht hatte:

„Ich kenn einen Wahlspruch, der Goldnes ist wert,
heißt: „Frisch, fromm, fröhlich und frei“.

Ihn hat Vater Jahn uns Turnern gelehrt,
wir halten ihn innig und treu.

Und schwören es, mit Herz und Hand,
die Kraft uns zu stählen, für's Vaterland.“

Schon Anfang der 50er Jahre, in denen wir dieses Lieds singen mussten, machten wir Witze über den schwulstigen Inhalt vor allem der letzten Zeile. Der Turnlehrer hatte dafür kein Verständnis. Später erfuhren wir, dass er über die vormilitärische Erziehung als Hitlerjunge und seinen späteren Dienst als Oberleutnant in der Deutschen Wehrmacht diesen Text durchaus verinnerlicht hatte.

Die Verdrängung bestand hier möglicherweise darin, dass ein ehemaliger Soldat die Erinnerung an eine für ihn offenbar wertebesetzte Lebensphase trotz allen Unheils, das in ihr geschah, zumindest partiell im Unterricht wieder durchlebte.

Für ihn als ehemaligen Offizier der Deutschen Wehrmacht stellten „Vaterland“, „Kraft“, „Mut“, „Tapferkeit“ und andere konnotative Begriffe wertebesetzte Welten dar, die es zu erhalten und weiter zu entwickeln galt. Für mich als eine Person, in dessen Verwandtschaft sich militärische Karrieren zumindest in der Anfangsphase befunden hatten, war dies durchaus nichts Unbekanntes. So sangen einige Cousinen, die mit Militärangehörigen höherer Dienstgraden liiert waren, immer noch voller Wehmut jenen Schlager aus der Weimarer Zeit vom „armen Gigolo“, der als ehemaliger Husar sich nach 1918 als Tanzlehrer verdingen musste:

„Armer Gigolo, schöner Gigolo, denke nicht mehr an die Zeiten,

wo du als Husar Gold verschnürt sogar,

konntest durch die Straßen reiten.

Uniform passé, Liebchen sagt ade.

Schöne Welt du gingst in Fransen.

Wenn das Herz dir auch bricht,

zeig ein lachendes Gesicht!

Man zahlt, und du musst tanzen.“

So ähnlich musste sich wohl ein ehemaliger Oberleutnant fühlen, wenn er jetzt als Turnlehrer arbeitete. Der hohe gesellschaftliche Status, den Offiziere in der Zeit vor dem Ersten und auch noch weit in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg hinein besaßen, war in der Zeit nach 1945 ein für allemal verloren, selbst wenn es bald wieder eine Bundeswehr gab. Dieser Verlust war für viele Betroffene nur schwer zu verkraften. Eine Variante der Verdrängung dieses Prestigeverlustes in den kommenden Jahren bestand hier offenbar in der zumindest bruchstückhaften Wiedererweckung wertbesetzter Lebenserfahrungen, hier im sportpädagogischen Feld.

ZUSAMMENFASSUNG FAZIT

Bei all den geschilderten Episoden handelt es sich um Alltagsverhalten, hinter denen man Formen von Verdrängungsprozessen vermuten kann. Auch nach Gesprächen mit anderen Zeitzeugen lassen sich immer wieder ähnliche Formen der Verdrängung der in der NS-Zeit durchlebten seelischen Erschütterungen erkennen. Zu diesen Strategien gehört sehr häufig das Schweigen über belastende Ereignisse, z.B. über deutsche Verbrechen an Juden und anderen Mitbürgern, die zu Gegnern des NS-Staat erklärt und Verfolgungen ausgesetzt gewesen waren. Verdrängt wurde unabhängig davon, ob eine persönliche Schuld tatsächlich bestand oder nicht. Ebenso schwiegen viele ehemalige Soldaten beharrlich über Kriegserlebnisse mit starker seelischer Belastung auch gegenüber nahen Angehörigen. Dieses Schweigen konnte oft

umschlagen in die fast aggressive Abwehr gegenüber Versuchen der Jüngeren, auf heikle Punkte der jüngsten Vergangenheit zu sprechen zu kommen, gleich, ob dies aus echtem historischem Interesse oder schlichter Neugier geschah. An dem Unbehagen vieler Jugendlicher, keine Antworten zu bekommen lag dann auch das Grundmotiv der sogenannten „68er Revolte“.